

Der Zustand der Behausung Was hat sich geändert, was müssen wir ändern?

Ich möchte von einem Zitat ausgehen, das von Adolf Loos stammt und sich in dem Artikel „Von der Sparsamkeit“, geschrieben 1924, wiederveröffentlicht in diesem Jahr, befindet: „Die Architekten sind dazu da, um die Tiefe des Lebens zu erfassen, das Bedürfnis bis in die äußersten Konsequenzen durchzudenken, den sozial Schwächeren zu helfen, eine tunlichst große Anzahl von Haushaltungen mit vollkommenen Nutzgegenständen auszustatten, und niemals sind die Architekten dazu da, um neue Formen zu erfinden.“

Wenn man „die Tiefe des Lebens“ gleichsetzt mit den gesellschaftlichen Verhältnissen, wird deutlich, daß Loos sich gegen Rezepte wendet, gegen bloße künstlerische Innovationen, wie wir es zur Zeit in der BRD erleben. Er hält den Berufsstand dazu an, politisch eine klare Position zu beziehen und den Arbeitsgegenstand wissenschaftlich zu durchdringen. Das ist so kurz gefaßt immer noch ein Programm.

Vom Haushalt möchte ich ausgehen als gesellschaftlicher Zelle. Ich möchte Sie auf objektive Vorgänge in ihrer Veränderung aufmerksam machen. Aus dem Zustand der gesellschaftlichen Zelle leitet sich jede baulich-räumliche Formulierung ab, ihre Veränderung hat Einfluß auf das ganze Bezugssystem. Von ihr muß der Entwurf des gesellschaftlichen Lebens, das Verhältnis zu öffentlicher und privater Sphäre entwickelt werden.

Die Veränderung der Zusammensetzung der Haushalte vollzieht sich auf der Erde nicht überall gleich, sondern ist bestimmt von der Gesellschaftsordnung und dem Entwicklungsstand der technischen Basis, also von der Möglichkeit, die der Einzelne zur Entfaltung seiner Persönlichkeit vorfindet. Wir alle haben es erfahren und noch keineswegs verdaut: Die Eltern hatten noch 7 bzw. 8 Geschwister, ich war schon ein Einzelkind, habe selber kein Kind mehr und die noch gesuchte feste Form der Familie als gesellschaftlicher Zelle zu Gunsten eines offeneren Verbandes inzwischen verlassen. Wer das für einen Moment – ich kann das natürlich nur auf meinen räumlich-politischen Erfahrungsbereich beziehen – auf Architektur bezieht, – Form des Hauses, der Wohnung, der Erschließung, der Hierarchie der Räume, der privaten und öffentlich zugänglichen Raunteile – wird sofort ermessen können, daß da einige traditionelle Muster entfallen, Normen sinnlos werden und neue Konzeptionen für die Verräumlichung des gesellschaftlichen Lebens erforderlich werden, um das, was zerfällt, will man es nicht zum Getto machen, zu ersetzen. Leicht wird an dieser Stelle quantitativ Erreichtes, Fortschritt in Zahl und Bedarfsdeckung zu unbrauchbarer Hülle, weil das sich unmerklich verändernde Bedürfnis nicht konsequent durchdacht worden ist. Fortschritt kann so leicht wieder ausgehöhlt werden durch qualitative Veränderungen im Bezugssystem.

Gerade in der Verschanzung in Lager wie Moderne – Postmoderne z. B. muß der Kopf wieder her, der analysiert, was da eigentlich vorgeht, daß einige Leute auch aus politischem Kalkül den Markt der Formen und Ideen an sich reißen wollen, daß aber beide „Lager“ doch mit abgenutzten Bezugsgrößen operieren. Die Moderne lebt von der Stigmatisierung des großstädtischen Elends, beseitigt die Hinterhäuser für alle Zeiten und zerlegt die menschlichen Bedürfnisse, sortiert sie in räumliche Sphären und setzt sie nur als biologisch Notwendiges wieder zusammen, läßt weg, was sich der Planung

entzieht. Die Postmoderne will einfach nur die Stadt für den Bürger zurückerobern, weil es ihm in seinen Fluchtburgen an der Peripherie zu langweilig geworden ist. In ihrer Wiederaufnahme nach dem Krieg „denaturiert“ die Moderne vollends durch quantitative Überziehung ihres sowieso Fragment gebliebenen Konzepts – während die Postmoderne sich die Parzelle des 19. Jahrhunderts wieder zu eigen macht, um da zwischen Loggia und Balkon zu demonstrieren, daß das bürgerliche Muster noch verwendbar ist.

Nur die, die nach neuer Hülle schreien, haben sich längst verändert, um sie ist es einsamer geworden. Niemand kann also etwas direkt aus der Vergangenheit übernehmen, denn die Entfaltung des Privaten kollidiert mit der Entleerung der Räume. Für „aushäusige Öffentlichkeit“ fehlt die demokratische Tradition. Peter Brückner hat das unter dem Stichwort des „Inhäusigen Ichs“ als historischen Prozeß beschrieben: „Nach der Reichsgründung 1871, spätestens in der Ära des Sozialistengesetzes, des preußischen Dreiklassenwahlrechts, der wilhelminisch-ständischen Privilegien verdichtet sich das Persönliche in der Inhäusigkeit, als wäre ‚Person‘ der Inbegriff des ‚häuslichen Lebens‘. Die Wohnung wird also weltliche Innerlichkeit und private Welt, das primäre Gelände der Person. Zugleich wird alles Intime, Einzelpersonliche und – seelische gegen Öffentlichkeit, Veröffentlichung, hochempfindlich. Sobald die ausgegrenzte Privatsphäre Norm wird als das, worin Persönliches blühen soll, wird der Straßen- und Zufallkontakt im Verkehr entpersönlicht und formalisiert.“

Schlimm wird es aber erst, wenn die inhäusige Öffentlichkeit infolge der abnehmenden Personenzahl der Haushalte auch noch schwindet, die Entfaltung des Privaten keinen Sinn mehr hat, weil ihm das Echo fehlt.

Wir, mein Kollege Joachim Krause und ich, filmen zur Zeit in Frankfurt/M. die Geschichte des May'schen Wohnungsbauexperimentes aus den 20er Jahren im Auftrag des WDR-Köln. Es werden mehrere Filme. Die Einblicke, die wir jenseits der steinernen Zeugen der Moderne dort im Gespräch in den Siedlungen und mit Beteiligten an diesem umfassenden Versuch einer neuen Lebensgestaltung gewinnen, geben zu denken und liefern Material zum Fragment der Moderne. Durch Filmarbeit, zumal wenn man versucht, dokumentarisch zu arbeiten, kommt man sehr dicht an die Historizität der Wirklichkeit heran. Es ist unsere Hoffnung, daß wir das Ergebnis einmal hier zeigen können.

In diesem Frankfurt gehörten 1910, also vor dem 1. Weltkrieg noch 4,47 Personen im Durchschnitt zu einem Haushalt, eine knappe Generation später, 1933, sind es noch 3,34 Personen, also eine Person weniger am Tisch, nach dem 2. Weltkrieg 1950 sind es nur noch 2,34 Personen und es werden Jahr für Jahr weniger – 1970 sind es noch 2,2. Würde man linear weiterrechnen, gäbe es in dieser Bankenmetropole im Jahre 2000 nur noch 1-Personen-Haushalte.

Bei der näheren Analyse in bezug auf die prozentuale Verteilung fällt die enorme Progression der 1–2-Personen-Haushalte auf, die 1910 noch keine 20 Prozent ausmachten, 1970 aber bereits fast 70 Prozent. Wenn man diese Zahlen noch einmal auf die geschlechtliche Zusammensetzung hin überprüft, wird sichtbar, wie die Frau sich nach dem ersten Weltkrieg und mit der Erfahrung in diesem Weltkrieg als Ar-

beitskraft in der Fabrik und im Büro zu einem selbständig haushaltenden Wesen entfesselt.

Das schlägt sich in den Bauprogrammen des Neuen Frankfurt nieder. Die Ledigenheime, Altersheime, Laubenganghäuser für alleinstehende Frauen, die breite Palette von Appartements und Wohnungen für das Existenzminimum sind mit das Entwickelste und heute noch Funktionierende, was sich dort finden läßt. (Abbildung 1)

Personen/Haushalt		Jahr:	1910	1925	1933	1939	1950	1970	1980
% 1-Pers. Haushalt									
Deutsches Reich	DDR	4.4 7.3%	3.98 6.7%	3.61 8.4%	3.27 9.8%			2.6 25.9%	2.5 26.4%
	BRD					2.99 19.4%	2.74 25.1%	2.48 30.2%	
Frankfurt/Main		4.47 4.7%	3.83 5.7%	3.34 6.6%	2.91 9.4%	2.34 31.4%	2.2 38.2%		
Berlin	Berlin/DDR'				3.09 14.6%			2.3 34.2%	2.3 32.2%
	Berlin/West					2.17 35.1%	1.98 44.2%		

29-6-83 Jede Generation 1 Person weniger im Haushalt

1

Die Werte, wie die Zusammenstellung für das Deutsche Reich, für die BRD und die DDR zeigt, sind gemildert gegenüber denen von Frankfurt, haben aber die gleiche Tendenz der Progression: Zerfall der gesellschaftlichen Zelle, Zerschneiden des Musters Familie, weil sie ökonomisch nicht mehr notwendig ist, wenngleich sie politisch als Sparverein in Krisenzeiten wieder propagiert wird. Daraus ergibt sich die Infragestellung der Normen des sozialen Wohnungsbaues mit seiner aus der bürgerlichen Wohnung abgeleiteten Hierarchie der Räume: Für den Vater das größte Zimmer, für die Mutter das kleinere Schlafzimmer, für das Kind einen halben Raum, in dem es „Sein Reich“ findet und Küche und Bad als hygienisierte Einzelzellen: *Wohnhaft* könnte man das polemisch überzogen nennen. Was dieser determinierte Prozeß der Vereinzelung für die gleichermaßen beobachtete Vereinsamung im Reich des Privaten bedeutet, läßt sich unschwer vorstellen. Die als Errungenschaft besonders von der Sozialdemokratie gefeierte Entwicklung, daß jeder seinen eigenen Raum hat, pervertiert schnell in lähmende Vereinzelung und falsche Beziehungen wie z. B. die des einzelnen Kindes zu den Eltern. In der BRD kommt hinzu, daß der Arbeitsplatz im fremden Besitz und unsicher ist, die eigene Sinnggebung daher im eigenen Reich gesucht werden muß, entsprechend verfährt Reklame und Propaganda: „Die Wohnung ist die Visitenkarte Deines Lebens.“

Betrachtet man nun als zweiten Faktor, wie die Haushalte als gebaute Einheiten organisiert sind, stößt man auf einen Prozeß, welcher der Verkleinerung der Haushalte zuwiderläuft: die Diffamierung der Etagen-Mietswohnung und die Propagierung des eigenen Hauses auf eigenem Boden (Wohn-eigentum macht den Bürger frei). Das ist natürlich keine neue, sondern eine sehr alte Geschichte von der Reichsheimstätte bis zum Bungalow. Etwas frech könnte man sagen, der Urtyp steht in Weimar und ist Goethes Gartenhaus, es ist ja in seiner äußeren Form und inneren Schlichtheit geradezu das Vorbild der Stuttgarter Schule geworden. Ein großer Anteil der Bauproduktion beschäftigt sich mit dem vorgefertigten Traumhaus in allen stilistischen Varianten.

In unvorstellbarem Leichtsinne gegenüber ihrem eigenen Leben verschulden sich hier Menschen mit unsicherem Arbeitsplatz mit einer Hausform, die einen Ausstattungsgrad, einen Energieaufwand und eine infrastrukturelle Vorhaltung

bedeutet, die dem Schwinden der Haushaltsgrößen absolut zuwiderläuft, außerdem einen gesellschaftlichen Immobilismus hervorbringt, der politisch gefährlich ist. Da ist das System Mietswohnung in der Stadt und Laube an der S-Bahn wirklich intelligenter.

In der BRD häufen sich die wirtschaftlichen Zusammenbrüche derer, die sich auf das Abenteuer Einfamilienhaus eingelassen haben – weit außerhalb der Stadt mit langen Anfahrtswegen zur Arbeitsstelle und mit dem immerwährenden Eigentumsvorbehalt der Bank.

Parallel dazu werden zunehmend die städtischen Miets-häuser umgewandelt in Wohnungseigentum. Die Angst vor weiter steigenden Mieten verführt die Mieter unter großen finanziellen Opfern, ihre Wohnung auch noch zu kaufen.

Nehmen wir zu diesen räumlichen und personellen Isolationsfaktoren noch den der Hygiene, der als gesellschaftliche Norm Sauberkeit um jeden Preis setzt: die saubere Wohnung, der tadellos geschnittene Rasen, die unkrautfreien Beete, die geputzten Fenster, die ordentliche Kleidung. Es wird klar, daß sich die durch den gesellschaftlichen Fortschritt freigesetzte Zeit wieder verbraucht, um einen Standard zu halten, der niemandem nützt, ausgesprochen schädlich ist für Mensch und Natur und die Isolation nur noch mehr fördert. Das Privatreich erstickt in der Repräsentation und wird für den einzelnen zur Hölle.

Denken wir hinzu, daß auch Bildung und Unterhaltung per Funk oder Kabel in eben diesen Haushalt kommen ohne Antwortmöglichkeit und auf das Durchschnittliche sauber berechnet, so daß auch kulturell eine Fesselung an den Haushalt erfolgt, alle Eigenbewegung einfriert, Land und Stadt künstlich eingeebnet werden, ein antistädtischer Immobilismus die Folge ist. Es ist klar, daß das Kapital an dieser Verfügbarkeit über die Träume, Wünsche und Bewegungen Interesse hat, um sie kanalisieren zu können.

Die Zementierung der privaten Verhältnisse im Inneren der gesellschaftlichen Zelle steht im grotesken Gegensatz zur äußeren Bewegung. Nirgends sind die hochentwickelten Straßensysteme so überfüllt, legen die Menschen so lange Strecken zur Arbeit zurück, wird soviel gereist, besonders in andere, billigere Länder, wie in der BRD. Die Menschen sind dabei auf der Flucht vor sich selbst und doch unfähig, andere Gesellschaften zu erfahren, zu respektieren, von ihnen zu lernen, weil nur der eigene Standard gilt.

Der Arbeiter, der Angestellte – beide bedroht durch eine neue technische Revolution – kann sich aber ein eigenes Haus, einen Garten, Auto, Familie, Reisen, Geräte für jeden einzelnen Vorgang, Strom, fließend warmes Wasser, automatische Ölheizung, alle drei Jahre neue Möbel, also die ganzen Einzelheiten des bürgerlichen Komforts nicht leisten. Diese laufen dem Alltag des Lohnempfängers im Grund zuwider und negieren die über Generationen tradierten Erfahrungen der Klasse. Kommt die Unsicherheit des Arbeitsplatzes hinzu, droht der Geldhaushalt einzubrechen, weil Zusatzarbeit von Familienmitgliedern schwierig wird, dann rutschen die fremden Maßstäbe weg, entsteht Kopflosigkeit und es wird verständlich, warum das Versprechen einer „Wende“ aus dem Blauen heraus zu so einem Stimmenfänger werden kann.

Zu dem angedeuteten Zusammenhang einige statistische Belege aus BRD-Zeitungen: (Abbildungen 2 bis 4).

Was muß geschehen, um zu verhindern, daß sich als ein Ergebnis alle 1–2-Personenhaushalte in Appartementshäusern abgeschirmt mit namenlosen Code-Klingelanlagen wiederfinden, Mehrpersonenhaushalte sich aufteilen nach Einkommen in mehrgeschossigen Zwei- bis Vierspännern oder Einfamilienhäusern, daß also das angedachte Flach-Mittel-Hoch als räumliches und soziales Ordnungsmuster der 30er Jahre sich so pervertiert?

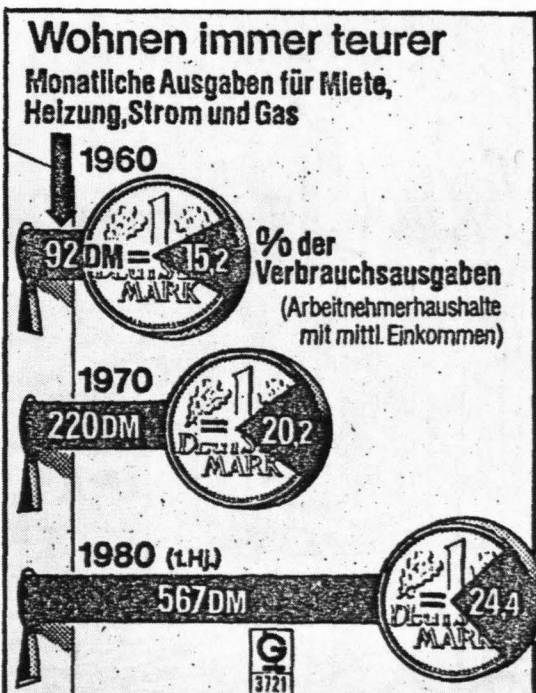
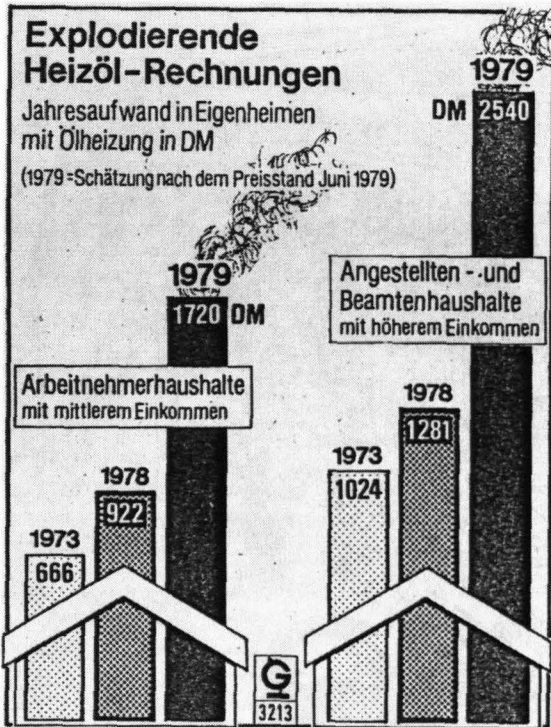
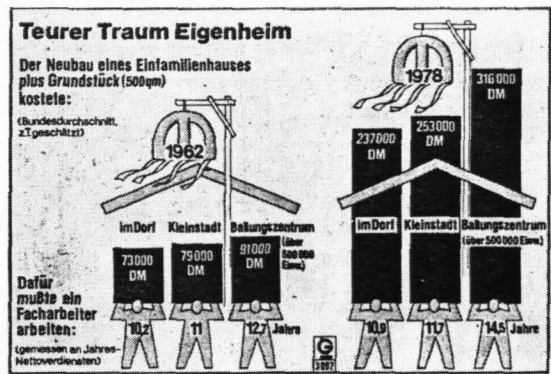
Ich gehe von zwei Bildfolgen aus, die einerseits auf Forschung zum Gegenstand „Berliner Mietshaus“, zum anderen

auf Beobachtungen beruhen, die ausgehend von Wohnhausentwürfen Tony Garniers für seine Cité industrielle örtliche Vorbilder und weiterentwickelte Erschließungssysteme sammeln, um gegen das zwar hygienisch einwandfreie aber sozial disziplinierende System des Zweispanners zu polemisieren, das sich mit der Verteufelung des Hinterhauses, des Seitenflügels, also der Tiefenentwicklung des Hauses als Muster des Vorderhauses entwickelt hat.

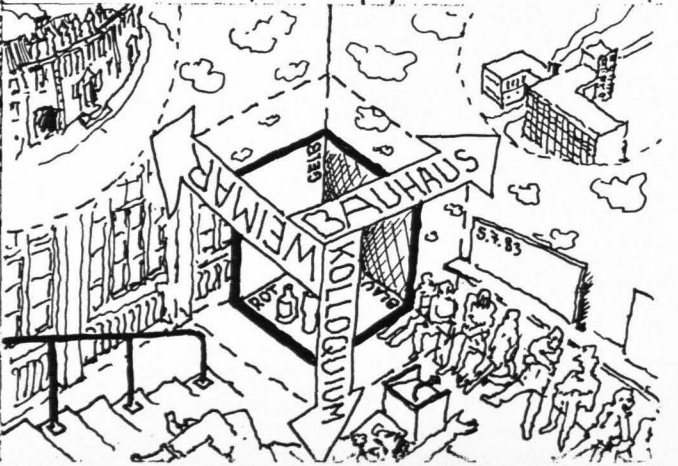
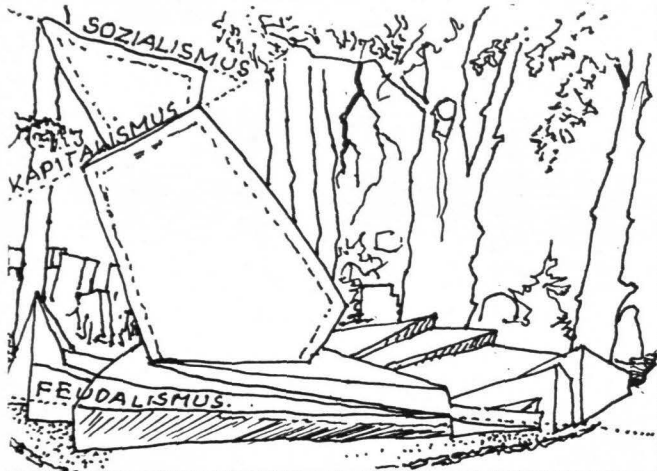
Da die Bildfolge nicht wiedergegeben werden kann, möchte ich in Punkten zusammenfassen, worum es mir historisch wie aktuell geht, ohne in den Fehler zu verfallen, Rezepte aufzuschreiben zu wollen:

1. Abbau der Hierarchie der Räume innerhalb der Wohnung/des Haushalts nach Personen;
2. Von der hohen Variabilität des Berliner Mietshauses als Beispiel lernen. Es erlaubt bei gleicher konstruktiver Grundlage große Wohnungen und kleine Wohnungen, Umbauten sind leicht, Verschiebungen der Wohnungstrennungen von vorn herein geplant.
3. Wiederherstellung des Hauses als räumliche und soziale Einheit, ohne in die biologischen Fehler des 19. Jahrhunderts zu verfallen und ohne seine Addierbarkeit zu städtischen Außenräumen aufzugeben.
4. Aufbrechen des Musters Treppenhaus als minimalisierter Vertikalstrang für den Zweispänner, Herstellung von Übergängen, vermittelnden Räumen, nicht funktionell vorbestimmten Räumen, die die eigene Wohnung, das Private entlasten.
5. Aus der Geschichte lernen und die Phantasie, die für die Warenwelt und ihre Anpreisung entwickelt wurde, anwenden für die auf Gebrauchswerte orientierte Wohnsphäre.
6. Verknüpfung der Sphären der Produktion, der Kommunikation und der Konsumtion, soweit es die Umweltfaktoren zulassen, um Lernen des Lebenszusammenhangs möglich zu machen.
7. Vom Industriebau von gestern lernen und seine räumliche Disponibilität übertragen auf das Wohnen, das eigene Arbeit und zu mehreren temporär zusammenzuleben einschließt.
8. Gesellschaftlich daran arbeiten, worin der Wunsch nach Repräsentation im Privaten begründet ist, und warum Fassade her soll und das Gleichförmige etwas Uniformes ist und nicht etwas Beruhigtes, wenn es gestalterisch beherrscht ist als Ausdruck des guten Gebrauchs.

Weiter möchte ich nicht gehen, um nicht in den Geruch des Utopischen zu kommen.



GEIST DES ORTES - GENIUS LOCI



Mit dem Zeichenstift im Juli 1983 in Weimar festgehalten von Johann Friedrich GEIST

